

NANCY PELOSI
WOMAN OF POWER



GOLDMANN

NANCY PELOSI

WOMAN OF POWER

WARUM ICH NIEMALS AUFHÖREN WERDE,
FÜR EIN BESSERES AMERIKA ZU KÄMPFEN

Aus dem Amerikanischen von Martin Bayer,
Helmut Dierlamm, Norbert Juraschitz und Sigrid Schmid

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
»The Art of Power« bei Simon & Schuster, New York.

Wir haben uns bemüht, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen,
verlagsüblich zu nennen und zu honorieren. Sollte uns dies im Einzelfall
aufgrund der schlechten Quellenlage bedauerlicherweise einmal nicht
möglich gewesen sein, werden wir begründete Ansprüche
selbstverständlich erfüllen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Oktober 2024

Copyright © 2024 der Originalausgabe: Nancy Pelosi

Copyright © 2024 der deutschsprachigen Ausgabe:

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Fabian Bergmann

Umschlag: Uno Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Getty Images/Craig Barritt

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

EB · CF

ISBN 978-3-442-30223-9

www.goldmann-verlag.de

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort: Das »Warum« ist wichtig.	9
DER PREIS DES POLITISCHEN ERFOLGS.	19
Klopf, klopf, klopf	21
AN DER SPITZE DES KONGRESSES	47
»Wir haben Geschichte geschrieben, jetzt müssen wir Fortschritte machen«	49
POLITIK IN ZEITEN GLOBALER KRISEN	89
»Wir haben keine Hinweise auf eine Bedrohung«.	91
Von Tiananmen nach Taiwan	140
INNENPOLITISCHE HERAUSFORDERUNGEN	175
»Am Montag haben wir keine Wirtschaft mehr«	177
Gesundheitsversorgung ist kein Privileg, sondern ein Recht	219
FÜHRUNGSKRAFT IN KRISENZEITEN	291
»Dass unsere Flagge immer noch weht«	293

FÜR DAS VOLK FÜHREN	347
Warum ich das Repräsentantenhaus liebe	349
Dank	369
Schlussbemerkung	377
Bildnachweis	379
Register	381

*Für Paul, Daddy, Pop –
einen wundervollen Ehemann, Vater und Großvater*

VORWORT

DAS »WARUM« IST WICHTIG

Im November 2006 gewannen die Demokraten die Mehrheit im US-Repräsentantenhaus, und meine Kolleginnen und Kollegen nominierten mich als Sprecherin. Ich ging zum Podium, um die Wahl anzunehmen, und unterwegs flüsterte mir unser neuer Fraktionsvorsitzender Rahm Emanuel etwas ins Ohr: »Deine Eltern wären sehr stolz.«

Bei diesem Kommentar stutzte ich. Warum sollten meine Eltern stolz sein? Sie hatten mich nicht zur Sprecherin erzogen. Sie hatten mich zur Heiligen erzogen. Nachdem sie sechs Söhne zur Welt gebracht hatte, wollte meine Mutter, dass ich Nonne werde. Das hätte sie stolz gemacht!

Ich wurde oft gefragt, welche Rolle mein Glaube bei meiner politischen Tätigkeit spiele. Natürlich glaube ich an die Trennung von Staat und Kirche, dennoch haben die Werte meines Glaubens meine Prioritäten geprägt. Zum Beispiel bin ich den Menschenwerten verpflichtet, weil ich glaube, wie der Bürgerrechtler John Lewis immer sagte, dass in jedem Menschen ein Funken Göttlichkeit steckt, der respektiert werden sollte.

Wenn mich in meiner Jugend jemand nach meinem Lieblingswort fragte, antwortete ich stets: »Das Wort.« So wird Christus oft genannt: »Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt« (Johannes 1,14). Weil Christus an unserer Menschlich-

keit teilhatte, können wir an seiner Göttlichkeit teilhaben – daher der göttliche Funke. Ein jüdischer Gelehrter schrieb im 3. Jahrhundert, wegen dieses Funkens Göttlichkeit, den wir alle in uns hätten, schritten uns hundert Engel voraus, wenn wir gingen. Ich fühle mich dem Respekt vor diesem Funken Göttlichkeit in jedem Menschen zutiefst verpflichtet und strebte deswegen ein öffentliches Amt an.

Deswegen fällt es mir auch so schwer, mir vorzustellen, wie Menschen diesen Funken ignorieren und abscheuliche Gräueltaten begehen konnten, vor allem im Holocaust. In heutiger Zeit erleben wir das Leiden von Hunderttausenden Menschen, die ich in Flüchtlingslagern in Darfur sah, die Brutalität der Taliban in Afghanistan, den Völkermord an den Uiguren und andere Repressionen in China, den Hunger im Sudan, das Leiden in Gaza und die unfassbare Armut weltweit, um nur ein paar Beispiele zu nennen. Wie könnten wir all das ignorieren?

Besonders deutlich wurde mir dieser Widerspruch zwischen Werten und Handeln im Jahr 2009 bei einem Besuch mit dem Zusammenschluss afroamerikanischer Kongressabgeordneter in Ghana bewusst. Wir waren dort anlässlich der 400 Jahre, die seit der Ankunft der ersten Sklavenschiffe in Amerika vergangen waren, und besuchten auch den Ort, an dem verschleppte Afrikaner, die in die Sklaverei verkauft werden sollten, gefangen gehalten worden waren: ein düsteres, niedriges Verlies, in dem diese Menschen unter den brutalsten und unmenschlichsten Bedingungen misshandelt und gefoltert wurden. Wer nicht gleich vor Ort starb, musste sich durch die Tür ohne Wiederkehr an Bord der Todeschiffe schleppen, die die Versklavten nach Amerika oder in die Karibik brachten – eine Reise, die viele nicht überlebten. Das Erschreckendste war jedoch, dass über jenem Verlies eine Kirche stand, in der ihre Unterdrücker beteten. Wie konnten diese Men-

schen dort beten und gleichzeitig den Funken Göttlichkeit unter ihren Füßen so herzlos missachten? In den Vereinigten Staaten zeigte sich dieselbe Scheinheiligkeit bei den Sklavenhaltern und bei der Unterdrückung der amerikanischen Ureinwohner, allesamt abscheuliche Taten, die häufig von Menschen begangen wurden, die von sich selbst behaupteten, wahre Gläubige zu sein.

MEIN »WARUM«

Der Funken Göttlichkeit hat mich inspiriert, aber auf meine Kernwerte hatte ein anderer Text aus der Bibel mehr Einfluss, Vers 25,35 f. aus dem Matthäus-Evangelium: »Denn ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und ihr habt mich aufgenommen; ich war nackt und ihr habt mir Kleidung gegeben; ich war krank und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis und ihr seid zu mir gekommen.«

Diese wunderschöne Passage ist die Grundlage für mein »Warum«. Wenn ich gefragt werde: »Was sind die drei wichtigsten Themen im Kongress?«, antworte ich immer: unsere Kinder, unsere Kinder, unsere Kinder.

Die Kinder waren immer mein »Warum« im öffentlichen Dienst und wenn ich mich für ein Amt bewarb. Ich selbst habe fünf Kinder, und mein »Warum« sind die Kinder, die in den USA jede Nacht hungrig schlafen gehen, jedes fünfte Kind. Wie kann es sein, dass in den Vereinigten Staaten von Amerika, diesem wunderbaren Land, jedes fünfte Kind in Armut lebt? Die Gesundheit und Schulbildung der Kinder, die wirtschaftliche Sicherheit ihrer Familien, eine sichere Umgebung, in der sie sich entfalten können, auch der Schutz vor Waffengewalt, und eine friedliche Welt, in der sie sich verwirklichen können – das sind meine Prioritäten.

Darum erinnerte ich, nachdem ich meinen Amtseid als Sprecherin des Repräsentantenhauses abgelegt hatte, an die Kinder und Enkel meiner Kolleginnen und Kollegen beider Parteien und rief sie zur Ordnung – für die Kinder.

Die Überzeugung und die Stärke, die ich aus diesen Werten ziehe, sind auch das »Warum«, dank dessen ich vielen Fallstricken und Spitzen standgehalten habe, die mir gelegt und gegen mich gerichtet werden, seit ich ein öffentliches Amt bekleide.

Im Gespräch mit Frauen oder anderen, die erwägen, sich für ein Amt zu bewerben, sage ich immer, dass man dafür ein dickes Fell haben muss. Wer sich um ein Amt bewirbt, sollte sein »Warum« kennen. Warum bewirbt man sich für das Amt? Welche Vision, welches Wissen und welche Haltung bringt man mit? Womit hofft man, erfolgreich zu sein? Wer sich um ein Amt bewirbt, wird zur Zielscheibe. Wenn man von seinem »Warum« überzeugt ist, macht es das die Sache wert.

Um dieses »Warum« zu finden, sind drei Ratschläge nützlich. Der beste Rat, den ich bei meinem ersten Wahlkampf für den Kongress erhielt, lautete: »Sei du selbst.« Sei dir selbst, deinen Werten und dem Menschen, der du bist, treu.

Der zweite Rat lautete: »Sei bereit.« Man weiß nie, wann sich eine gute Gelegenheit bietet, daher sollte man stets darauf vorbereitet sein, sie zu ergreifen.

Den dritten Ratschlag erhielt ich, einige Jahre bevor ich einen Wahlkampf führte. Er lautete: »Kenne deine Stärke.«

Ich hatte eigentlich nie vor, mich um ein öffentliches Amt zu bewerben. Stattdessen leistete ich ehrenamtliche Arbeit für die Demokratische Partei Kaliforniens. Ich arbeitete gerne hinter den Kulissen und unterstützte so unsere Kandidaten und unser Programm und mobilisierte andere Ehrenamtliche in der Politik. Im Jahr 1981 wurde ich zur Vorsitzenden der Demokraten in Kalifornien.

nien gewählt. Im Jahr 1984 fanden Präsidentschaftswahlen statt, und ich übernahm bei den Vorbereitungen zwei zusätzliche Aufgaben: Ich wurde Vorsitzende des Ausschusses zur Überwachung der Richtlinien des Parteitags der Demokratischen Partei, der die Auswahl der Delegierten beaufsichtigte, und ich wurde zur Vorsitzenden des Gastgeberkomitees in San Francisco ernannt und hatte damit die Leitung bei der Bewerbung von San Francisco als Gastgeber des Parteitags der Demokraten – die erfolgreich war.

Der legendären Kongressabgeordneten für Louisiana Lindy Boggs vertraute ich im Gespräch an, ich hätte das Gefühl, zu viele Parteiämter innezuhaben – nämlich drei –, und sollte wahrscheinlich eines davon aufgeben. Lindy antwortete mit ihrem wunderbaren Südstaatenakzent: »Süße, kein Mann würde so was jemals sagen.«

»Kenne deine Stärke«, sagte sie, »und nutze sie.« Diesen wichtigen Ratschlag habe ich nie vergessen.

Im Jahr 1987 stellte sich unsere außergewöhnliche und freundliche Kongressabgeordnete Sala Burton aus San Francisco aus gesundheitlichen Gründen nicht zur Wiederwahl und forderte mich auf, mich für ihren Sitz zu bewerben. »Du bist bereit, dein volles Potenzial zu entfalten«, sagte sie zu mir. Wegen ihres vorzeitigen Todes wurde eine Nachwahl notwendig, und der Wahlkampf begann unmittelbar. Nach einem harten, mühevollen Kampf gewann ich die Wahl und merkte dabei, dass ich tatsächlich bereit war und meine Stärke kannte. Lindy Boggs, die immer noch im Repräsentantenhaus sitzt, wurde mir und vielen anderen Frauen im Kongress zur Mentorin. Sie war ein Vorbild an Würde und politischem Scharfsinn, und heute trägt der Lesesaal der Frauen im Kapitol ihren Namen.

Sala Burton sagte mir, ich sei bereit. Lindy Boggs gab mir den Rat, mir meine Stärke bewusst zu machen. Und meine eigene Bot-

schaft an die Frauen heute lautet: Die Welt braucht eure Kraft in der Arena für Frieden, Gerechtigkeit und Freiheit. Aber seid euch eurer individuellen Stärke bewusst. In der Geschichte der Menschheit hat es noch nie jemanden wie euch gegeben. Eure Individualität wird gebraucht. Seid ihr selbst. Seid bereit. Seid euch eurer Stärke bewusst.

ENDLICH EIN PLATZ AM TISCH

Im Jahr 1987, als ich in den Kongress gewählt wurde, waren weibliche Abgeordnete nicht nur eine Minderheit, wir waren eine Rarität. Bei den Demokraten gab es nur zwölf von uns (darunter Barbara Boxer, die ebenfalls aus Kalifornien kam), bei den Republikanern waren es elf Frauen. Ich bin Barbara unendlich dankbar für ihre Unterstützung, die ich als neue Abgeordnete von ihr erhielt, und für ihre Freundschaft. Ich war entschlossen, die Anzahl weiblicher Abgeordneter zu erhöhen. Nach der Wahl 1992 – dem sogenannten »Jahr der Frau« – kamen sechzehn weibliche Abgeordnete für die Demokraten dazu, was zum Großteil Ellen Malcolms wegweisendem politischem Aktionskomitee EMILYs List zu verdanken war. Im Lauf der Jahre machten die Demokraten im Repräsentantenhaus es zu ihrer Priorität, Demokratische Frauen für den Kongress zu rekrutieren, zu finanzieren und zu wählen. Im Jahr 2024 haben die Demokraten 94 weibliche Abgeordnete, und darauf bin ich sehr stolz.

Doch bis 2001 hatte es noch keine Frau in die oberste Führungsriege einer Partei im Repräsentantenhaus geschafft. Diese Tatsache wurde mir bewusst, als ich als Teil der Demokratischen Parteiführung zu meinem ersten Treffen mit Präsident George W. Bush ins Weiße Haus kam. Schon oft hatte ich im Rahmen meiner Ausschussarbeit zu Nachrichtendienst- und Haushaltsthe-

men an Besprechungen im Weißen Haus teilgenommen. Aber als ich an jenem Tag den Sitzungsraum betrat, wurde mir klar, dass diese Besprechung anders war als alle meine anderen Gespräche im Weißen Haus – sie war anders als alle anderen Gespräche, die je eine Frau im Weißen Haus geführt hatte. Dieses Treffen war eine echte Premiere. Ministerinnen hatten ebenfalls als gleichwertige Teilnehmerinnen am Tisch gesessen, doch bei mir waren die Umstände andere. Ich war im Weißen Haus, weil meine Kollegen und Kolleginnen mich ausgewählt hatten, die Demokratische Fraktion im Repräsentantenhaus zu vertreten und ihre Ansichten darzulegen – ich war auf Wunsch der Demokratischen Abgeordneten dort und nicht, weil der Präsident es so haben wollte.

Präsident Bush begrüßte mich freundlich, als er das Treffen eröffnete. Er wies auf meine historische Rolle hin und fügte hinzu, als erste weibliche Teilnehmerin hätte ich womöglich etwas Neues beizutragen. Während er sprach, wurde es eng auf meinem Stuhl, denn ich hatte das Gefühl, von anderen Frauen umgeben zu sein, als wären auch die großen Frauenrechtsaktivistinnen und Wegbereiterinnen anwesend, wie Susan B. Anthony, Elizabeth Cady Stanton, Lucretia Mott, Sojourner Truth und Alice Paul. Sie alle saßen mit mir auf diesem Stuhl und sagten: **Endlich sitzen wir mit am Tisch.** Mein nächster Gedanke war: Wir wollen mehr. Mehr Frauen. Mehr Diversität. Mehr Plätze am Tisch. In diesem Moment erfüllte sich nicht nur das mutige Streben von Frauengenerationen, die bis zur Seneca Falls Convention im Jahr 1848 zurückreichen, mit der die Frauenrechtsbewegung und der Kampf um das Frauenwahlrecht in den Vereinigten Staaten begannen, er war auch Ausdruck unserer Verantwortung diesen Frauen von damals, den Frauen heute und den Frauen der Zukunft gegenüber. Wir standen auf ihren Schultern, und heute stehen jüngere Generationen auf unseren.

Um mehr Kandidatinnen zu gewinnen, war es wichtig, dass die weiblichen Abgeordneten – vor allem jene mit kleinen Kindern – ihre Geschichten erzählten, davon, was sie durch ihre Lebenserfahrungen gewonnen hatten, etwa das Vertrauen in ihre Vision, ihr Wissen, ihre Urteilskraft und ihr strategisches Denken. Ihre Erfahrungen gaben ihnen den Mut, den Wählerinnen und Wählern ihr Inneres zu offenbaren, mit ihnen zu fühlen und auch an andere Menschen zu denken.

Ich muss es noch einmal betonen: Sich für ein Amt zur Wahl zu stellen, erfordert Mut. Oft habe ich von den Kandidaten die berühmte »Man in the Arena«-Rede von Präsident Teddy Roosevelt aus dem Jahr 1910 zitiert. Ich füge meine eigene Aktualisierung für Frauen hinzu: Wenn man sich in die Arena begibt, muss man einstecken können, und manchmal muss man auch austeilen können ... **für die Kinder.**

Im Lauf der Jahre haben Gegenkandidaten, die sich vor der größeren Anzahl Frauen auf unserer Seite fürchteten, eine erwartbare Kampagne gegen sie geführt. Die Kritiker wussten, dass Frauen im Allgemeinen die moralischen Werte hochhalten, und haben diese positive Eigenschaft dann häufig missbraucht und falsche Anschuldigungen gegen sie erhoben. Ich erwähne diese Taktik, weil sie so grausam ist. Wenn Kinder solcher Kandidatinnen erfundene Vorwürfe gegen ihre Mütter im Fernsehen oder in der Schule hören, verletzt sie das sehr. Gegner behaupten häufig, Kandidatinnen »geben gerne viel Geld aus«, vor allem für arme Kinder und Immigrantenfamilien. Mancherorts waren solche Sprüche leider erfolgreich.

Wir müssen diese Taktiken aus unserem politischen System verbannen, wenn wir Kandidatinnen aus unterrepräsentierten Bevölkerungsteilen für öffentliche Ämter gewinnen wollen. Wie viele Frauen wir wählen, ist nicht nur wichtig für die Anzahl weib-

licher Abgeordneter, sondern auch für die Qualität ihrer politischen Führerschaft. Es geht darum, wie viel Meinungsdiversität im Sitzungssaal vertreten ist, darum, dass Amerika wirklich repräsentiert wird.

Als ich zur Sprecherin des Repräsentantenhauses gewählt wurde, war ich überwältigt von den Nachrichten, die ich von Frauen erhielt: Junge Frauen bedankten sich, »dass Sie für mich eine Tür geöffnet haben«. Ältere Frauen schrieben: »Ich hätte nie geglaubt, dass ich diesen Tag noch erlebe.« Ich freute mich auch, von vielen Vätern zu hören, die Töchter hatten. Sie dankten mir für die Chancen, die sich ihren Töchtern boten, weil sie eine Frau in meiner Position sahen, und für das Selbstvertrauen, das ich ihnen schenkte. Ein Vater schrieb mir sogar auf Briefpapier, auf das die ergreifenden Worte gedruckt waren, die meist Eleanor Roosevelt zugeschrieben werden: »Die Zukunft gehört denen, die an die Schönheit ihrer Träume glauben.«

Der Traum der ersten Frauenrechtlerinnen – dass Frauen mit am Tisch sitzen – wird jetzt endlich Wirklichkeit. Doch müssen wir heute mehr denn je für die Schönheit ihrer Träume und die Zukunft aller US-Amerikaner kämpfen. Fast 250 Jahre nach der Gründung unseres Landes tobt der Kampf um die Demokratie in den Vereinigten Staaten leider immer noch und stellt uns vor große Herausforderungen. Wir werden alle zusammenarbeiten müssen, um in dieser schweren Zeit zu beweisen, dass unsere Flagge immer noch weht, und zwar »mit Freiheit und Gerechtigkeit für alle«.

Für mich beginnt diese Arbeit in den heiligen Hallen des Kapitols.

In diesem Buch erzähle ich von den folgenreichsten Herausforderungen meiner Zeit als Sprecherin des US-Repräsentantenhauses: meiner Entscheidung, gegen den Irakkrieg zu stimmen, und

meinen Gründen dafür; meinem fast vier Jahrzehnte andauernden Kampf für Menschenrechte in China; dem schweren Ringen um den richtigen Umgang mit der Finanzkrise von 2008; dem alles verzehrenden Kampf um die Verabschiedung des Affordable Care Act; den Angriff auf das Kapitol am 6. Januar 2021; und dem traumatisierenden Angriff auf meinen Mann in unserem Haus. Ich werde Einblicke in die Arbeit der politischen Führung geben, aber auch in die Transformation der politischen Landschaft in den Vereinigten Staaten. Manch einer fragte mich, wie ich das geschafft habe. Darauf antworte ich, dass für mich die wichtigere Frage »Warum?« lautet.

Was ist ihr Prüfstein? Was ist ihr »Warum«?

DER PREIS DES POLITISCHEN ERFOLGS

KLOPF, KLOPF, KLOPF

Klopf. Klopf. Klopf. Polter. Polter. Polter. Lauter und lauter. Dann ein zweites Geräusch, die Türklingel, immer wieder. Und wieder das Klopfen, jemand klopfte mit viel Kraft – hämmerte, polterte – gegen die Tür meiner Wohnung in Washington, D. C., die am frühen Morgen des 28. Oktober 2022 noch in völliger Dunkelheit lag.

Ich sah auf die Uhr, konnte nur die Zahl 5 erkennen. An der Ostküste war es noch dunkel, in Kalifornien mitten in der Nacht. Offensichtlich hatte sich da jemand an der Tür geirrt, dachte ich. Aber weiterhin wurde laut geklopft. Beunruhigt stieg ich nun doch aus dem Bett und lief zur Tür. Draußen waren die Stimmen meiner Personenschützer von der Kapitolpolizei zu hören. Ich öffnete die Tür.

Die Beamten machten ernste Gesichter. »Madam Speaker, wir müssen hineinkommen und mit Ihnen sprechen«, sagte der leitende Beamte. Sofort war ich außer mir vor Panik.

»Was tun Sie hier um diese Uhrzeit?«, fragte ich ängstlich und verzweifelt. »Ist etwas mit meinen Kindern oder Enkeln?« Ich überlegte sofort, wer von ihnen spätnachts noch unterwegs oder verletzt sein könnte.

»Nein«, sagten die Beamten. »Es geht um Mr. Pelosi. Er wurde in Ihrem Haus angegriffen.«

Angegriffen? In unserem Haus? Vor 24 Stunden waren wir noch gemeinsam dort gewesen.

- »Geht es ihm gut?«, fragte ich.
»Das wissen wir nicht.«
»Lebt er?«, fragte ich entsetzt.
»Auch das wissen wir nicht.«
»Wo ist er?«
»Er wurde ins Krankenhaus gebracht.«
»Welches Krankenhaus?«
»Darüber hat man uns noch nicht informiert.«

Kurze Zeit später erfuhr ich, dass Paul, Gott sei Dank, lebte und dass man ihn im Rettungswagen ins Zuckerberg San Francisco General Hospital and Trauma Center gebracht hatte, das führende Traumazentrum in Nordkalifornien. In San Francisco gibt es viele sehr gute Krankenhäuser, und manche von ihnen sind nur wenige Straßen von unserem Haus entfernt. Aber das SF General, wie es genannt wird, ist ein hervorragendes Level-1-Traumazentrum.

In dem Moment wurde mir klar, in welcher Gefahr Paul schwebte.

DER ANGRIFF

Paul hat nie mit mir oder den Kindern über den Angriff gesprochen. Es sei »zu traumatisch«, sagt er. Es würde auch nicht zu seiner nüchternen und stoischen Haltung passen. Vor allem aber wollten Pauls Ärzte nicht, dass er die Geschehnisse jener Nacht noch einmal durchlebt – er solle sich auf die Heilung konzentrieren. Er sprach mit der Polizei und den Ermittlern und musste seine Geschichte im Zeugenstand bei einem Strafprozess vor einem Bundesgericht im November 2023 und noch einmal vor einem Staatsgericht im Jahr 2024 erzählen. Aber zu Hause und in der Familie haben wir alles getan, um diesen Moment abzublocken, in dem wir nur knapp einer Katastrophe entgangen waren.

Immer wieder werde ich gefragt: »Wie konnte das geschehen?« Wie bei den meisten Tragödien wurde auch dieser Vorfall möglich, weil mehrere Dinge völlig schief liefen, angefangen bei dem Kompromiss, den viele von uns in öffentlichen Spitzenämtern eingehen. Wir wissen, dass wir Ziele sind und was dieses Risiko bedeutet. Aber ich dachte immer, wie wohl viele andere auch: Warum sollte jemand unsere Familien angreifen? Bis zu jenem schrecklichen 28. Oktober 2022 hatte ich nicht geglaubt, dass meine Familie ins Visier geraten könnte – schon gar nicht in unserem Haus –, trotz der Drohungen, auch Todesdrohungen, die ich persönlich erhalten habe, und all den Scheußlichkeiten, die über mich gesagt wurden.

Am 27. Oktober war ich von San Francisco nach Washington geflogen. Ich hatte Arbeit für den Kongress zu erledigen, und für den Morgen des 28. war ein Sicherheitsbriefing auf höchster Ebene angesetzt. Meine Personenschützer begleiteten mich. Als Sprecherin des US-Repräsentantenhauses hatte ich nach dem Präsidenten und dem Vizepräsidenten das dritthöchste Amt im Land inne. Daher stellte die Kapitolpolizei rund um die Uhr Personenschutz für mich ab. Doch diese zuverlässigen Personenschützer begleiteten nur mich, nicht aber meine Familie.

Wenige Minuten nach zwei Uhr Westküstenzeit zertrümmerte ein 1,80 Meter großer und 120 Kilo schwerer Mann mit einem Hammer die doppelt verglasten Fenster der Hintertür zu unserem Haus in San Francisco und drang ins Gebäude ein. Die Sicherheitskameras, die ums Haus herum angebracht sind, zeichnen alles auf, aber niemand beobachtete in Echtzeit, was geschah.

Der Eindringling ging zu unserem Schlafzimmer, wo Paul schlief, und weckte ihn mit der Frage: »Wo ist Nancy? Wo ist Nancy?« Dieselbe Frage hatten die Aufständischen gestellt, die am 6. Januar 2021 das Kapitol stürmten. Der Angreifer hatte immer

noch den Hammer in der Hand, aber auch Kabelbinder, die oft wie Handschellen verwendet werden und die die Aufständischen vom 6. Januar ebenfalls dabei hatten.

Paul sagte bei dem Prozess vor dem Bundesgericht aus: »Ich erschrak fürchterlich, als ich merkte, dass jemand ins Haus eingebrochen war, und als ich ihn sah, als ich den Hammer und die Kabelbinder sah, wurde mir klar, dass ich in ernster Gefahr schwebte. Daher versuchte ich, so ruhig wie möglich zu bleiben.« Paul erinnerte sich, er habe dem Angreifer gesagt, ich sei in Washington und erst in einigen Tagen wieder zu Hause. Der Angreifer behauptete, ich sei die »Rädelsführerin« gegen Donald Trump, und sagte, er werde Paul »fesseln« und auf mich »warten«. Als Paul das hörte, flüchtete er auf unseren Flur.

Dort gibt es einen kleinen Aufzug, den wir für Einkaufstüten und Gepäck benutzen, damit wir die schweren Taschen nicht die Treppen im Haus hinauf- und hinunterschleppen müssen. Paul sagte aus, er habe gedacht, wenn er den Aufzug erreichte, könnte er den Notknopf drücken und ihn zwischen den Stockwerken anhalten und dann über das Notfalltelefon im Aufzug Hilfe rufen. Vor dem Bundesgericht sagte der Angreifer, er sei Paul zum Aufzug gefolgt und habe mit dem Körper die Tür blockiert und Paul daran gehindert, einen Notruf abzusetzen. Dann habe er Paul gefragt: »Wollen Sie das wirklich tun?« Daraufhin habe Paul zu ihm aufgeschaut und gesagt: »Sie sind ein großer Kerl, nein.«

Paul ging ins Schlafzimmer zurück und war dann geistesgegenwärtig genug, ins Badezimmer zu flüchten, das auf der anderen Seite des Schlafzimmers liegt. Diesmal versuchte der Angreifer nicht, Paul aufzuhalten. Paul schnappte sich sein Mobiltelefon, das zum Aufladen auf der Ablage stand, und wählte den Notruf. Ich ertrage es immer noch nicht, mir den Notruf anzuhören und Pauls Stimme zu hören. Ich kann mir auch die Aufnahmen der

Sicherheitskameras oder der Bodycams der Polizisten nicht anschauen. Ich habe all das vermieden.

Wenn man eine Person des öffentlichen Lebens ist, werden die Bilder nicht nur ein- oder zweimal gezeigt – vor allem dann nicht, wenn es um einen körperlichen Angriff geht. Sie dominieren den Nachrichtenzyklus, und die Aufnahmen werden auszugsweise oder komplett am Stück rund um die Uhr ausgestrahlt. Wenn man den Nachrichten im Fernsehen oder in den digitalen Medien folgt, durchlebt man diese schrecklichen Augenblicke immer wieder. Paul wollte nicht, dass wir es sehen – unsere Kinder nicht, unsere Enkel nicht und ich auch nicht. Der Angriff auf Paul hat in unserer ganzen Familie ein schweres Trauma ausgelöst und bei mir Schuldgefühle, weil ich selbst verschont blieb.

Aber ich weiß, dass Paul mit dem Notruf sich selbst das Leben gerettet hat. Er blieb cool und gab alle notwendigen Informationen weiter, während er körperlich stark bedroht war – der Angreifer stand mit dem Hammer und den Kabelbindern so dicht hinter ihm, dass man ihn übers Telefon hörte, als er behauptete, er sei »ein Freund« von Paul.

Auf Pauls Anruf hin alarmierte die Mitarbeiterin der Notrufzentrale die Polizei. Paul sagte aus, er habe gewusst, dass er den Angreifer nach unten locken und dann hoffen musste, dass die Polizei zur Vordertür kam.

Nach ihrer Ankunft öffneten die Polizisten die Haustür und sahen, wie die Bodycam-Aufnahmen zeigen, den Angreifer mit dem Hammer dastehen. Die Beamten befahlen ihm, den Hammer fallen zu lassen, doch stattdessen schlug der Mann Paul dreimal damit auf den Kopf. Als Paul danach wieder zu sich kam, lag er auf dem Boden in seinem eigenen Blut.

Kurze Zeit später hämmerten die Personenschützer an meine Tür in Washington.

Ich konnte nur an zwei Dinge denken: Ich wollte absolut alles über Pauls Zustand wissen, und ich musste unsere Kinder anrufen. Paul und ich haben fünf wunderbare Kinder und hatten damals neun wunderbare Enkel (inzwischen zehn), die über das ganze Land verteilt in allen Zeitzonen leben. Ich wollte nicht, dass sie von irgendjemand anderem als mir erfuhren, was mit ihrem Vater und Opa geschehen war. Aber wenn ich sie schon mit solch schrecklichen Nachrichten wecken musste, wollte ich ihnen wenigstens auch ein wenig Grund zur Hoffnung geben können.

Allerdings waren die Nachrichtenmedien an jenem Morgen so schnell, dass ich nicht alle Kinder rechtzeitig erreichte. Nur zwei von ihnen erfuhren direkt von mir, was ihrem Vater zugestoßen war.

Meine ersten Anrufe galten den Kindern, die in San Francisco lebten. Ich rief unseren Sohn Paul jr. an, der ganz in unserer Nähe wohnt. Er erschrak, als ich ihm weitergab, was ich wusste, und begann sofort nachzuforschen, wo sein Vater war.

Als Nächste rief ich unsere Tochter Christine an. Teen, wie sie in der Familie genannt wird, ging nicht ans Telefon, daher hinterließ ich ihr eine Nachricht, die sie gespeichert hat:

Teen ... ich bin's, Mom. Jemand ist in unser Haus eingebrochen. Sie haben Dad verletzt. ... Wir wissen nicht, in welchem Zustand Dad ist, aber sie haben ihn ins Zuckerberg gebracht, dieses Trauma-Ding. ... Sie haben den Kerl gefasst. Ich meine, er hat mit Dad gekämpft, als die Polizei ankam, und es war gefährlich. Und der Typ hatte einen Hammer, das macht mir Angst. ... Okay, okay, mehr weiß ich nicht. Es tut mir so leid, dass das passiert ist ...

Christine hatte das Telefon zwar gehört, aber gedacht, ich sei in Washington früh aufgewacht und hätte aus Versehen ihre Num-

mer gewählt – ein Hosentaschenanruf. Dann bekam sie die Benachrichtigung, dass ich auf ihre Mailbox gesprochen hatte. Sie rief mich sofort zurück. Danach zog sie sich eilends an, sagte ihrem Mann Peter, was geschehen war, und fuhr rasch zum Krankenhaus. Unterwegs telefonierte sie mit Paul jr., dessen Auto einen Platten hatte. Sie entschieden, er solle zu Fuß zu unserem Haus gehen, und sie werde direkt zum Krankenhaus fahren.

Unser Zuhause, das mein Mann liebte und im Lauf der Jahre sorgfältig renoviert hatte, war jetzt ein Tatort. Paul jr. musste dafür sorgen, dass die Journalisten nicht ins Haus eindringen – um den Tatort vor allen zu schützen, die nicht zur Polizei gehörten.

Im Krankenhaus durfte Christine ihren Vater nicht sofort sehen, weil er bereits aus der Notaufnahme zur OP-Vorbereitung in einen sterilen Bereich gebracht worden war. Er hatte einen Schädelbruch. Die Ärzte informierten unsere Tochter kurz über seinen Zustand – vor allem über die lebensgefährlichen Schläge gegen seinen Kopf – und versprachen, alles zu tun, um sein Leben zu retten. Sie sagten ihr, es werde Stunden dauern, bis er operiert und wieder ansprechbar sei.

Unterdessen wartete Paul jr. in der Dunkelheit vor Tagesanbruch auf die Polizei und die Spurensicherung, die das gesamte Haus untersuchte. Die Polizei befürchtete, es könnten sich neben dem Hammer weitere Waffen oder sogar eine Bombe im Haus befinden.

Kurz nach Christines Ankunft im Krankenhaus rief ein TV-Moderator, den sie kannte, bei ihr an und drückte sein Mitgefühl aus. Innerhalb weniger Minuten nach der Tat hatten die Medien bereits alle möglichen Berichte über den Angriff und Pauls Einlieferung ins Krankenhaus aufgetrieben. Manche Pressevertreter wussten schneller Bescheid als wir und bevor ich alle Familienmitglieder erreichen konnte. So kam es, dass einige Angehörige

nicht von mir erfahren, was geschehen war, sondern von einem Reporter, der sich womöglich einen Kommentar erhoffte. Andere erfuhren es von Freunden, die am frühen Morgen bereits auf die »Eilmeldung« aufmerksam geworden waren.

Ob die Informationen, die die Presse über Paul erhalten hatte, aus dem Krankenhaus oder von der Polizei stammten, weiß ich nicht, aber für viele Mitglieder unserer Familie hatte das schreckliche und schwere Folgen. Die Berichte waren häufig falsch und unvollständig, und es wurde schlimmer, je mehr Zeit verging. Ich kann nicht einmal ansatzweise beschreiben, wie schmerzhaft und niederschmetternd es für unsere Lieben war, auf diesem Weg von dem gewaltsamen Angriff auf ihren Vater oder Großvater zu erfahren. Ganz zu schweigen davon, dass wir keine Zeit hatten, das Geschehene im Familienkreis zu verarbeiten, und auch über keine Möglichkeit verfügten, zu erfahren, wie es Paul ging. Er war 82 Jahre alt und dreimal mit einem Hammer am Kopf getroffen worden. Da konnte alles geschehen, und das wussten wir. Wir konnten nicht sicher sein, dass Paul überleben würde.

Unsere jüngste Tochter Alexandra musste ich an jenem schrecklichen Morgen nicht anrufen, sie meldete sich bei mir aus New York. Sie dreht Dokumentarfilme und hat viele Freunde bei den Nachrichtenmedien, die sie über den Angriff auf Paul informiert und ihr gesagt hatten, was sie wussten. Zon (so ihr Spitzname) war bestürzt.

Sie schrie mich erst einmal an und schimpfte, sie »habe genug von alldem«. Mit »alldem« meinte sie die Politik, den Kongress, mein Sprecheramt und alles, was mit einem politischen Leben in der Öffentlichkeit zu tun hatte. Zwischen Wut, Trauer und Angst wechselnd, fragte sie mich: »Was hat bei den Sicherheitskameras nicht funktioniert? Wie konnte das geschehen? Das ist nicht fair. Dad hat das nicht verdient.«

Die Nachricht verbreitete sich schnell in den Medien. Alexandra konnte nachverfolgen, wie eine Medienplattform nach der anderen sie brachte und sich ihr Mobiltelefon mit Hunderten Anrufen und Textnachrichten füllte. Sie wollte sofort zum Flughafen und bat ihren Mann Michiel, einfach in Richtung eines Flughafens, LaGuardia oder Kennedy, zu fahren, während sie versuchte, den frühesten Flug nach Washington oder San Francisco zu bekommen. Am Ende nahm sie den ersten Flug nach Washington, damit wir gemeinsam gen Westen weiterfliegen konnten.

Als die Abgeordnete Sala Burton mich gebeten hatte, mich für ihren Sitz im Kongress zu bewerben, hatte ich Alexandra um Erlaubnis gefragt, bevor ich antwortete. Sie war damals sechzehn Jahre alt, besuchte die Highschool und wohnte als einziges unserer Kinder noch zu Hause – ihre Geschwister waren alle schon auf dem College. Ich sagte ihr, dass ich während der Sitzungsperioden des Kongresses drei Abende pro Woche in Washington wäre, wenn ich gewänne. »Mutter«, meinte sie, »mach endlich was aus deinem Leben!« Welcher Teenager will denn nicht, dass die Mutter an drei Abenden die Woche außer Haus ist? Doch als wir nach dem Angriff bei Paul in der Intensivstation waren, sagte sie zu mir: »Wenn ich damals gewusst hätte, auf was wir uns da einlassen, wenn ich gewusst hätte, dass es so enden würde, dann hätte ich dir vor 35 Jahren niemals meinen Segen gegeben.«

Christine hatte sofort einen Gruppenchat mit all ihren Geschwistern eingerichtet, als sie das Krankenhaus erreichte, aber nicht einmal der war schneller als die Nachrichtenmedien.

Unsere Tochter Jacqueline war in Texas früh am Morgen zum Sport gefahren. Vier Straßen von ihrem Haus entfernt musste sie an einer roten Ampel halten und sah, dass auf ihrem Mobiltelefon eine Nachricht von Christine angezeigt wurde. Jacqueline erzählte